[s.n.]

Autor(en): **Fischer, Hans**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 26

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

FRITZ HERDI

Limmat Spritzer

Wenn's schellt

Wenn's schellt, steht vielleicht der Briefträger im Hausflur. Wenn's schellt, flitzt vielleicht ein Velofahrer vorbei, der dir freundlicherweise noch «Verchehrsgalööri» oder sonst etwas Nettes zuruft. Wenn's aber im Zürcher Pressefoyer schellt, dann hat sich vielleicht die weltbekannte Künstlerfamilie Schell mit allen Ablegern eingefunden, um mit der Presse einen Dialog zu führen, der sich von einem Monolog nicht wesentlich unterscheidet.

Uebrigens kann da von vielleicht gar nicht die Rede sein. Diese Plauderstunde hat kürzlich tatsächlich stattgefunden. Es gab gleichzeitig ein Familienidyll mit zahllosen von den Photographen gestellten Gruppierungen, wie sie sich fürs Familienalbum und für die Illustrierte besonders eignen, und außerdem ein Optimum an Prominenz dadurch, daß zwei Schells von Weltruf mit von der Partie waren.

Allerdings ist es zweifellos nicht so, daß die Schells sich um diese Konfrontierung gerissen haben. Vielmehr hatte sich Zürichs Stadtoberhaupt ins Zeug gelegt und das Rencontre arrangiert oder doch arrangieren lassen. Anlaß dazu gab ihm der Umstand, daß der Senior der Familie, Hermann Ferdinand Schell, 65 Jahre alt ist. Indes: Ein Mitglied der Familie fand, es sei im Prinzip gegen Altersangaben ... da die Mitmenschen bekanntlich ... irgendwie gebe es so Vorurteile ...

Uebrigens ging es dem Stadtpräsidenten nicht bloß um den Jubilar, Schriftsteller, Lyriker, Dramatiker, Schwankautor. Er bekannte ungezwungen: «Ich wollte Maria Schell auch einmal ein bißchen aus der Nähe sehen, denn ins Kino gehe ich sowieso nicht.» Und das durfte er jetzt nach Herzenslust. Gelegenheit, eine satte Pupille voll zu genießen, war auch anderweitig geboten. Im Familienporträt wirkten nämlich noch Carl Hermann Schells Gattin mit, der als einziger fehlte und in Amerika weilte, ferner Maria Schells jüngere Schwester Immy mit dem Oltener Bahnhofbuffet-Dialekt, wie sie ihre Sprache selber bezeichnete: Schauspielerin auch sie, heute unter dem eigenen Namen, vordem unter dem Pseudonym Editha Nordberg. Eine weitere Namensänderung scheint bevorzustehen. Jedenfalls hatte Immy ihren Bräutigam Saran mit ins Pressefoyer gebracht, der einst als Publicity-Agent des berühmten Bruders Maximilian Schell mit dem deutschen ‹Stern› in Konflikt kam, weil er im Namen Maximilians eine ungewöhnliche, das Publikum betreffende Ansicht vertrat: «Wenn man ein Star ist und sich in seinem Kreis schon bewährt hat, pfeift man auf die Masse. Die Masse sind 95 Prozent Idioten, und 5 Prozent verstehen ...»

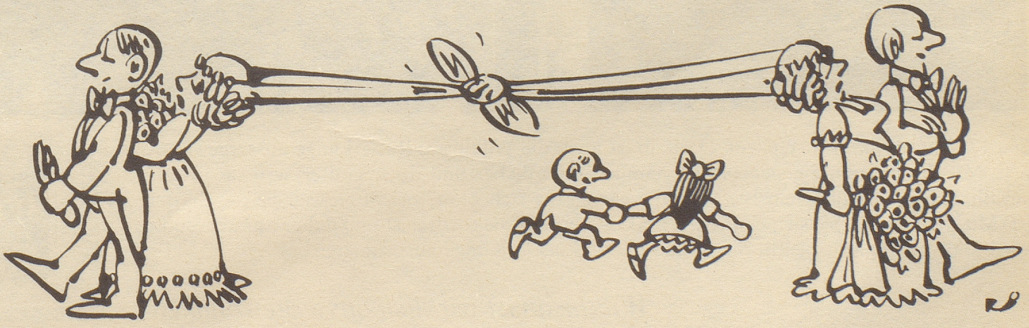
Nein, man konnte es an diesem Zürcher Pressefoyermorgen nicht recht glauben, daß Maximilian Schell so handfest übers Publikum urteilt oder gar einem Reporter mit zarter Hand verhältnismäßig nah ans Gesicht gekommen sein soll. Freilich, Unstimmigkeiten zwischen ihm und der Presse hat es schon gegeben. Reporter werden bekanntlich schrecklich aufdringlich, wenn man als Hersteller des Bonmots «Frauen sind ein süßer Irrtum» ganz, ganz hoch oben ‹Schell im Korb› ist und Presseleute dazu bringt, aus dicken, hohen Buchstabenbalken zündende Schlagzeilen zu bauen.

Aber derlei Ungemach findet nur im Ausland statt. In Zürich dagegen sang Maximilian Schell ein entzückendes Loblied auf die helvetischen Journalisten, die geradezu rote Köpfchen bekamen und Erdbeeren ähnelten, denen süßer Rahm von oben aufs Haupt geleert wird. Schön war das: Man wurde also doch nicht von Berufenen in einen Topf geworfen zusammen mit jenen amerikanischen Klatschkolumnistinnen, die in jahrzehntelangem Verblühen Impertinentes naseweise zusammentragen!

Und Maximilian ist ganz schlicht und einfach geblieben. Trotz der Karriere. Da liegt nämlich sogar ein ‹Oscar› drin. Nur nebenbei, also wirklich nur ganz nebenbei erwähnte er so leise, daß man es in andern Stadtquartieren gar nicht hörte, daß er vor einiger Zeit die Ehre hatte, der englischen Königin vorgestellt zu werden. Ist denn das nicht reizend formuliert? Er hätte ja schließlich sagen können, Königin Elisabeth sei die Ehre zuteil geworden, ihn vorgestellt zu bekommen. Nein, ein ganz gedämpfter Stolz packte Maximilian bloß, wenn er darauf zu reden kam, daß er einst bei den Red Stars und den Grasshoppers in Zürich mitgetschuttet hatte. Irgendwo hat natürlich jeder seine schwache Stelle, und es besteht kein Anlaß zu Zweifeln daran, daß ‹Schells Geschoß› auf dem Fußballplatz gefürchtet war.

Es war, nehmt alles nur in allem, ein echt zürcherischer Morgen. Nicht auf dem Fußballplatz, sondern im Pressefoyer. Zürichs Stadtoberhaupt spielte den Ball bald diesem, bald jenem Mitspieler der berühmten Familie zu, und er tat es wunderschön unbekümmert, frisch von der Leber weg, gewissermaßen mit einem listigen Augenzwinkern im Munde, so daß nicht all zu ernst genommen wurde, was nicht ganz ernst zu nehmen war. Wohl machte er den Versuch, Maria Schell zum Sprechen unserer Mundart zu bewegen. Doch als sie ungefähr nach drei Sätzen bereits wieder ins Bühnendeutsch zurückglitt, nahm er's nicht weiter tragisch: «Besser ein gutes Hochdeutsch als ein – äh – nicht so guter Dialekt!» Erinnerungen lebten auf an die Zeit, da der heutige Weltstar Maria noch an der Limmat mit Heinrich Gretler im Film ‹Steibruch› debütierte, nachdem sie sich kaufmännisch betätigt hatte, und auf der Bernhardtheaterbühne in ‹Scampolo› erste und berechtigte Hoffnungen der Theaterwelt weckte. Und da war doch auch eine Tell-Aufführung mit Mutter Schell, die heute eine eigene Schauspielschule leitet, als Stauffacherin (aus Wien), mit Maria und Carl Schell als Fischermädchen und Fischerknabe, mit Maximilian als braver Sohn Walter. Worauf die Presse, auch weniger kostbare Kalauer selten verschmähend, vom Theaterstück ‹Wilhelm Schell› sprach.

Vater Schell erzählte aus seinem Leben, aus der Münchner, aus der Wiener Zeit, davon, wie er, als 1938 eine merkwürdige Sonne Oesterreich bräunte, mit einem Koffer und 20 Franken samt Familie nach Zürich übersiedelte, in einem Seitentrakt der Villa Wesendonck unterkam, wo einst Richard Wagner Unterschlupf gefunden und nach dem Geschmack der Familienangehörigen auf beiden Seiten der holden Gemahlin des Hausherrn und Gönners Wesendonck etwas gar zu intensiv ins treue oder doch treuherzige Auge geguckt hatte.

Vater Schells Leidenschaft ist ganz entschieden das Schreiben. Vorgestern, gestern, heute, morgen: Er schreibt ... und schreibt ... und schreibt. Die Liste seiner Werke sei so groß, bekannte der Stadtpräsident, daß sie im Rahmen einer Plauderstunde nicht verlesen werden könne. Den ‹Knabenspiegel› bekam man sogar mit auf den Heimweg. Es sind die Jugenderinnerungen Schells, dessen gängigster Bestseller übrigens wohl Tochter Maria ist; Erinnerungen vom ersten Honorar – Blätterteig oder Bärendreckabfall für je 100 in einer Confiserie gefangene Fliegen – bis zum ersten Lorbeerkranz mit rotweißen Schleifen nach der allerersten Premiere in München, den der Direktor gestiftet hatte und ihm nachher mit 35 Mark berechnete. Vater Schell: «Die Lorbeerblätter haben wir in unserer jungen Ehe so nach und nach beim Kochen aufgebraucht.»

So endete ein Pressevormittag. Man hatte eine Stunde Schell getankt. Ueberwiegend Super. Dennoch war's ganz lustig.